Munitionsnachschub während des Kampfes

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung**

Band (Jahr): **17 (1941-1942)**

Heft 31

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-712428

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Munitionsnachschub während des Kampfes

Die Batterie braucht Munition. Munition muß ran! Drüben hinter B... sollen die Geschosse geholt werden. Der Gegner schießt ununterbrochen scheinbar wahllos in der Gegend herum. Bald liegen die Einschläge weitab, dann sind sie wieder verdammt dicht an der hastenden Munitionsstaffel. Aber mit ein paar Geschützen hält er mit unheimlicher Sturheit dauernd den Flußübergang unter Feuer. Der erste Wagen nähert sich der Brücke. Wieder heult eine Granate heran, das Wasser spritzt hoch. Die Pferde jagen in wildem Galopp davon, kaum daß sie die Fahrer noch in der Gewalt haben. Dumpf poltern Hufe und Räder über die Bohlen. Die nachfolgenden Wagen werden mit vorwärtsgerissen. Ein wildes Toben ist um die Staffel. Immer wieder heult's heran und detoniert mit kurzem, scharfem Knall. Soll's wieder gut ausgehen? Da — nein! Der fünfte Wagen verschwindet in Qualm und Feuer. An den wild schlagenden und brüllenden Pferden vorbei jagt der sechste, der letzte. Noch ein paar hundert Meter hin, da ist's ruhiger. «Die Staffel rückt im Schritt weiter zur Munitionsausgabestelle. Und ihr beiden geht zurück und seht zu, was mit dem fünften Wagen los ist.»

Dicht links neben der Bespannung hatte die Granate eingehauen. Die beiden Sattelpferde waren sofort tot, beide Fahrer und der auf dem Bock sitzende Munitionskanonier durch Splitter verwundet. Immer noch lag Einschlag auf Einschlag rings um die Brücke. Die Verwundeten hatten sich nach dem Speicher hinübergeschleppt und finden hinter den Mauern einigen Schutz. «Da, Mensch, der Fuchs ist ja wieder hoch. Da kriegen wir auch den Wagen hier noch raus!» Der eine von den dreien rief's, und nicht achtend der Wunden in Arm und Hüfte und nicht der Granaten, die immer wieder glühendes Eisen und braune Erde über die Straße werfen, läuft er auch schon wieder hinüber. Schnell die Taue und Riemen zerschnitten, die Deichsel zur Seite gedrückt, dem Tier ein beruhigendes Wort gesagt, den Zügel gefaßt und nun: voran! Es gelingt. «Komm, Fuchs, wir können doch den Wagen hier nicht stehen lassen!» Das Tier zittert und schwankt. Es blutet aus vielen Wunden. Daneben wankt der Kanonier. Ganz allein sind die zwei, ganz allein. Nun sind sie oben um die Biegung, die Feuerzone liegt hinter ihnen. Die letzten Kräfte hatten Mensch und Tier zusammengerafft. Und nun werden sie müde und so matt. Das Pferd stürzt erneut, rafft sich noch einmal auf, noch ein paar Schritte, dann stürzt es wieder. Die zwei vom Staffelführer Zurückgeschickten sind jetzt heran. Dem Fuchs ist nicht mehr zu helfen. Ein Schuß beendet seine Qualen. Und ihren Kameraden bringen sie zu dem Verbandsplatz da drüben.

Aus: «Die soldatische Tat».

Achtung.. Dragoner!

Mutter schließ dein Töchterlein
in die hintre Kammer ein.
Singend kommt durchs Dorf hinauf
jung und frisch ein Reiterhauf,
und 's ist einer mit dabei,
der gefiele der Marei:
Vielleicht ist's der Leutenant,
vielleicht der Gefreite nur,
's kann auch der Trompeter sein
mit der schönen, gelben Schnur!

Vater paß dem Buben auf,
Jungvolk zieht's zum Sattelknauf.
Klingen Eisen auf dem Stein,
zündet's tief ins Herz hinein.
Keiner ist davor geschützt,
bis er selbst zu Pferde sitzt.
Vielleicht gar als Leutenant,
vielleicht als Gefreiter nur,
's kann auch als Trompeter sein
mit der schönen, gelben Schnur.

Herrgott, komm zum Himmelstor,
ein Dragoner steht davor.
Ließ den Zügel aus der Hand,
starb als Held fürs Vaterland.
Seinen Stolz und seine Ehr
gibt er auch dem Tod nicht her.
Vielleicht ist's der Leutenant,
vielleicht der Gefreite nur,
's kann auch der Trompeter sein
mit der schönen, gelben Schnur.

Mumenthaler.

Verwüstetes und verhungerndes Land.

Fortsetzung von Seite 771.

dahin war. «Es ist als ob ein Heuschreckenschwarm über das Land gekommen wäre und alles aufgefressen hätte.»

1799 war zudem noch ein Fehljahr, das vielleicht nur die Hälfte einer gewöhnlichen Ernte zeitigte. Die Zufuhr fremden Getreides aus Schwaben, namentlich aus Frankreich, war gesperrt. Und wenn das auch nicht der Fall gewesen wäre, womit hätte man bezahlen sollen? Die Fabriken, Handwerks- und Hausbetriebe standen alle still. Man kann sich vorstellen, was das zum Beispiel für den Kanton Säntis (Appenzell/St. Gallen) bedeutete, in dem zwei Drittel der Bevölkerung von den betreffenden Industrien, die nun keine Seide und Baumwolle mehr erhielten, lebten. Der Brotpreis im Kanton Säntis stieg von einem Batzen auf vier, fünf bis acht Batzen. Als der Winter 1799/1800 einsetzte, waren vielenorts keine oder fast keine Vorräte vorhanden und der Hunger drohte.

Nicht wenig Eidgenossen befanden sich aus Furcht vor französischen Strafen und Rachetaten auf der Flucht und entbehrten des Notwendigsten.

Diese Kriegsjahre schädigten das Ansehen der helvetischen Behörden und Beamten schwer. Es gab Kantone, in denen schon anfangs Sommer 1799 niemand mehr Unterstatthalter, Agent oder Steuereinnehmer sein wollte, weil das Volk diese Männer haßte, an ihre Türen Galgen malte und drohte, ihre Häuser anzuzünden. Soldaten, Geistliche, Lehrer erhielten keine oder ganz geringe Besoldungen und Bezahlungen. Man mag sich vorstellen, was sich Betroffene und Unbetroffene über den Staat dachten, der sein hundertmal gegebenes Versprechen, endlich wieder einmal zu zahlen, nie hielt.

1800 schrieb ein Appenzeller Pfarrer: «Unsere Lage ist so bemitleidungswürdig und die Stimmung so erbittert, daß der Fluch des Volkes auf allen öffentlichen Beamtungen und Regenten ruht.»

Helvetien als Kriegsschauplatz — als besetztes, vom Kriege heimgesuchtes Land — vor 140 Jahren. Wie aktuell gar manches auf unsere Jahre anklingt!

Gibt es nicht eine unsinnigere Rechnung und Ueberlegung als jene, die aus materiellen Gründen heraus kapitulieren will? Es mag ja wohl zutreffen, daß vorerst das Leben einer größern Anzahl Menschen geschont bleibt, wenn es nicht zu einem totalen Abwehrkampf kommt. Aber, genauer betrachtet — wird nicht einfach das Todesdatum hinausgeschoben? Und nah ist unser Volk vor 140 Jahren an jenem Datum vorbeigegangen...

Die einzige politische Chance für ein zwischen die Weltreiche geklemmtes Völkchen ist die, auf die Jesaja hinweist. Er verkündigt eine Wahrheit, die freilich in der bisherigen Geschichte noch nicht erprobt werden konnte, aber nur, weil man sie nie zu erproben gesonnen war: einzig ein Volk, das in sich selbst, in seinem Leben den Frieden verwirklicht, wird die Völker zum Völkerfrieden führen.

Martin Buber.